

Perspektive West: Strukturanpassungen und ihre personellen Auswirkungen

Wolfgang Schieder (Köln) und
Jörg Schönert (Hamburg)
im Gespräch mit
Andrea Albrecht (Heidelberg)

Der sogenannte Hochschulumbau Ost wurde, den Empfehlungen des Wissenschaftsrats folgend, für Universitäten und außeruniversitäre Forschungseinrichtungen der ehemaligen Akademie der Wissenschaften der DDR unterschiedlich umgesetzt. Die einstigen DDR-Universitäten wurden einer

inneren Transformation unterzogen, um ihre Forschungskompetenz und internationale Wettbewerbsfähigkeit zu stärken. Die zu diesem Zweck von den Ländern eingerichteten Kommissionen entschieden meist auf Aktengrundlage und ohne Anhörung der Betroffenen. Im Unterschied dazu sollten die Akademie-Institute, an denen Forschung, aber keine Lehre betrieben wurde, nicht umgestaltet, sondern weitgehend aufgelöst werden.

Politisch tragbare und akademisch produktive Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus den Akademien wollte man unter anderem in neu zu gründenden Geisteswissenschaftlichen Zentren auffangen. Die Evaluation der Akademie-Institute wurde unter der Leitung des Wissenschaftsrats nach dem Begehungsprinzip der DFG – also im direkten Kontakt mit den jeweils verantwortlichen Wissenschaftler:innen – durchgeführt.

In beiden Bereichen war die fachliche Evaluierung des wissenschaftlichen Personals durch westdeutsche Expertinnen und Experten ein zentrales Instrument des personellen Ab- und Umbaus; und es ist dieser Personalumbau, der besonders konfliktbehaftet war und die Erinnerungen bis heute prägt. Wolfgang Schieder und Jörg Schönert, die beide an der Evaluierung mitwirkten, berichten im Gespräch mit Andrea Albrecht über ihre Erfahrungen.

Jörg Schönert hatte sich 1977 an der Universität München habilitiert. 1983 wurde er als Professor für Neuere deutsche Literatur an die Universität Hamburg berufen und dort 2007 in den Ruhestand versetzt. Seine

Forschungen sind insbesondere in der Sozialgeschichte der Literatur von 1750 bis 1920, der Literaturtheorie und Methodologie und zudem auch in der Wissenschaftsgeschichte angesiedelt. Er gehört der Hamburger Arbeitsstelle für Geschichte des Wissens und der Literatur an. Jörg Schönert war an den Evaluierungen der Universitäten Rostock und Greifswald beteiligt und hat im Auftrag der DFG an der Evaluation zur Weiterentwicklung des Ostberliner Zentralinstituts für Literaturgeschichte teilgenommen. An die Stelle des Zentralinstituts für Literaturgeschichte ist nach einer Übergangsphase 1996 das Zentrum für Literaturforschung, heute Leibniz-Zentrum für Literatur- und Kulturforschung (ZfL), getreten.

Wolfgang Schieder wurde 1970 als Professor für Neuere Geschichte an die Universität Trier berufen und folgte 1991 dem Ruf auf eine Professur für Neuere und Neueste Geschichte an die Universität zu Köln, wo er bis zu seiner Emeritierung im Jahr 2000 forschte und lehrte. Seine Forschungsschwerpunkte liegen im Bereich der italienischen Zeitgeschichte, der vergleichenden Faschismusforschung sowie der europäischen Sozialgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. Von 1992 bis 2003 war er Mitglied und zugleich Vorsitzender der Gutachtergruppe der Deutschen Forschungsgemeinschaft für das Zentrum für Zeithistorische Forschung in Potsdam (ZZF), eines der neu eingerichteten geisteswissenschaftlichen Forschungszentren. Von 1993 bis 2003 gehörte er außerdem der Leitungskommission der Marx-Engels-Gesamtausgabe (MEGA) bei der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften an.

Das Gespräch führte Andrea Albrecht, Professorin für Neuere Deutsche Literatur an der Universität Heidelberg.

Gespräch mit Jörg Schönert

Wissenschaftliche Kontakte und gegenseitige Wahrnehmung vor 1989

Albrecht: Herr Schönert, Sie sind 1983 an die Universität Hamburg gekommen. Wie war das Verhältnis der Hamburger Literaturwissenschaft zur Ost-Germanistik vor 1989?

Schönert: Entscheidend für die Zeit vor 1989 war das Kulturabkommen, das 1986 zwischen der DDR und der Bundesrepublik geschlossen wurde, um eine verstärkte Zusammenarbeit in Kultur, Kunst, Bildung und Wissenschaft zu fördern. Es ermöglichte in den Wissenschaften, was zuvor sehr schwierig war: das Zusammentreffen und den wissenschaftlichen

Austausch zwischen Kolleginnen und Kollegen aus der Bundesrepublik und der DDR. Dies geschah nach dem Wunsch der Kolleginnen und Kollegen aus der DDR paritätisch, also zu gleichen Zielen und im gleichen personalen Umfang im Wechsel zwischen Veranstaltungsorten in der BRD und der DDR. Eine der wichtigen Zusammenkünfte zwischen Germanistinnen und Germanisten fand im November 1988 in Bremen statt: zum Thema „Kulturelles Erbe zwischen Tradition und Avantgarde“. Dabei traf eine Delegation prominenter DDR-Germanisten – darunter Hans-Günther Thalheim, Claus Träger, Hans-Georg Werner – auf ausgewählte Germanisten aus der Bundesrepublik, darunter neben Germanisten aus Bremen Klaus Garber, Walter Müller-Seidel, Karl Robert Mandelkow und Rolf Grimminger.

Ich habe auch an weiteren kleineren Konferenzen teilgenommen, die wir auf der Grundlage des Kulturabkommens veranstaltet haben: Im Oktober 1988 haben wir mit Professoren aus Halle und Jena in Hamburg zum Thema „Das Spektrum der erzählenden Literatur um 1800“ getagt. Im März 1989 fand dann eine Tagung zur Theorie der Interpretation literarischer Texte statt, an der aus der DDR unter anderem Dieter Schlenstedt und Karlheinz Barck teilgenommen haben. Heinz-Jürgen Staszak wurde die Teilnahme von seiner Universität verweigert, woraufhin er seinen Doktoranden Klaus Blaudzun als Vertreter schickte. Das Tagungspendant in der DDR fand gleichsam mitten in der Wende im November 1989 in Jena statt.

Generell habe ich mich intensiv mit der DDR-Germanistik beschäftigt. Zum einen hatte das den Grund, dass ich 1956 mit der Familie aus Jena nach München gewechselt war, zum anderen, dass ich meine in Jena verbliebenen Großeltern dann regelmäßig besucht habe und meinen Zwangsumtausch in Primärliteratur und in Fachliteratur der Germanistik umgesetzt habe. Ich hatte eine aufschlussreiche Begegnung in Bremen, als einer der DDR-Germanisten auf mich zukam und sagte: „Wir verfolgen, was Sie zu Christa Wolf und anderen unserer Autoren publiziert haben. Das ist ordentlich, aber ich darf Ihnen das nur unter vier Augen sagen.“

Albrecht: Aus den Zusammenarbeiten gingen eine ganze Reihe von innovativen Impulsen hervor, so kann man in den Erinnerungen des Rostocker Germanisten Klaus Blaudzun nachlesen. Viele der ostdeutschen Reformideen standen offenbar in Übereinstimmung mit dem, was man im Westen auch meinte, für die Geisteswissenschaft und insbesondere die Literaturwissenschaft auf den Weg bringen zu wollen. Wie muss man

sich diese Stimmung vorstellen, die ja am Beginn auch von Euphorie und Neuanfang, also Lust auf gemeinsames Lernen getragen war?

Schönert: Ja, wir wollten mit- und voneinander lernen. Das waren natürlich Einzelunternehmen, wie das zwischen den Hamburger Germanisten, die auch an Theorie interessiert waren, und den Rostocker Germanisten Heinz-Jürgen Staszak und seinem Mitarbeiter Klaus Blaudzun. Das lief erst auf inoffiziellen Wegen, dann versuchten wir, die Wege offizieller zu gestalten, und dann kam schon die ‚Wende‘. Dahinter stand der Versuch der Rostocker, so etwas wie ein neues sozialistisches Verständnis von Wissenschaft zu entwickeln. Und wir hatten auch als Germanisten in Hamburg durchaus die Vorstellung, dass unser Fach aus der Praxis, in der wir standen, weiterentwickelt und verändert werden musste. Das war eine sehr vielversprechende Aufbruchsstimmung, die dann auch von den jüngeren Kollegen aufgenommen und weitergegeben wurde. Die Studierenden allerdings spielten nach meiner Erinnerung in all diesen Vorgängen gerade aus der Perspektive der DDR keine große Rolle. Nach der ‚Wende‘ kam es immerhin noch zu einem gemeinsamen, zweijährigen DFG-Projekt der Universitäten Hamburg und Rostock zu „Theorie und Praxis der Werkinterpretation“.

Albrecht: Wie ideologisch war die Literaturwissenschaft in der DDR? Gab es in der Germanistik bestimmte Bereiche, die wie in der Geschichtswissenschaft von vornherein als nicht fortsetzbare Forschungsfelder angesehen wurden? Oder war man in der Literaturwissenschaft flexibler?

Schönert: Ich glaube, in unserem Fach war man flexibler. In der bundesrepublikanischen Literaturwissenschaft war unter dem Einfluss der Sozialwissenschaften die Entwicklung der 1960er und 1970er Jahre vorausgegangen, die uns zumindest in die Nähe auch von Konzepten aus der DDR-Germanistik gebracht hatte. Der Unterschied war, dass in der DDR-Germanistik diese Konzepte nicht diskutiert werden konnten und sozusagen überwacht wurden, während doch in der Germanistik der Bundesrepublik ein gewisses freies Spiel der Kräfte eingesetzt hatte. Die Entwicklungsdynamik im Westen ist dann nicht in Richtung Soziologisierung verstärkt worden, sondern es kam unter anderem zum Poststrukturalismus als einer gegenläufigen Orientierung. Insofern erwies sich die Gemeinsamkeit von Ost und West dann doch nicht als so fruchtbar, wie es manch einer von uns sich vorgestellt hatte.

Umbauphase 1990

Albrecht: Herr Schönert, Sie wurden dann, womöglich auch wegen dieser kooperativen Vorgeschichte, als Gutachter bestimmt und mussten nun das DDR-Kollegium evaluieren. Wie gestaltete sich dieser Prozess?

Schönert: Ich nehme an, dass die Auswahl der Gutachter für die Begutachtung in Mecklenburg-Vorpommern, also Rostock und Greifswald, kein Zufall war, sondern dass Wolfgang Emmerich und ich, beide Jahrgang 1941, beide in der DDR noch Oberstufen-Schüler, dafür als passend galten. In unserem Beratungsbereich gab es ein dreistufiges Vorgehen. Ohne unsere Beteiligung agierte die sogenannte Ehrenkommission. Diese überprüfte die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, vor allem die Professorinnen und Professoren, auf moralische Tauglichkeit. Es ging dabei um tiefgehende Verbindungen mit der SED. Gegen diese Entscheidungen konnten wir überhaupt nichts einwenden, wir konnten nur nachfragen, wie die Urteile zustande gekommen sind.

Danach übernahm die sogenannte Strukturkommission. Darin ging es darum, die künftigen Strukturen, die Ausdifferenzierung des Faches, die Lehrangebote für das neue Institut zu gestalten und gleichzeitig den Bedarf an Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern für diese Strukturen zu bestimmen. Es ist ja bekannt, dass die Personalbestände im Wissenschaftlerbereich, vor allem im Bereich des wissenschaftlichen Mittelbaus, die wir in der DDR vorgefunden haben, quantitativ so gestaltet waren, dass sie nach den finanziellen Kalkulationen der Landesministerien nicht in dem Umfang erhalten werden konnten. Es ging um einen Abbau von bis zu 50 Prozent. Das war natürlich ein schwieriges Unterfangen, an dem sowohl Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter aus den betroffenen Universitäten als auch wir als Gutachter beteiligt waren.

In der dritten Kommission, der Übernahmekommission für Mecklenburg-Vorpommern, in der ich gemeinsam mit Klaus Grubmüller (Universität Göttingen) agiert habe, ging es schließlich um die Frage der Übernahme des Personals, vor allem um die Übernahme der promovierten und habilitierten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler. Wie bei Berufungskommissionen in der Bundesrepublik mussten wir die Lehrpraxis und die Forschungsleistungen aufgrund der eingereichten Schriften und Aufstellungen, also nach Aktenlage, beurteilen und dann Empfehlungen abgeben. Direkten Kontakt mit den Betroffenen hatten wir nur in Ausnahmefällen. Wir haben Vorschläge erarbeitet, die ans Kultusministerium gingen, und diesem stand es dann frei, den Vorschlag weiter zu reduzieren oder zu erweitern. Letzteres hat nie stattgefunden. Für die Univer-

sitäten lag die Entscheidungshoheit jedenfalls – anders als bei den Akademien – eindeutig bei den Kultusministerien in Absprache mit dem Finanzministerium.

Albrecht: In der DDR herrschte offiziell Vollbeschäftigung. An den Universitäten hatte sich daraus der sogenannte Mittelbau-Bauch entwickelt. Mangelnde Kenntnis der Vorgaben zur Evaluation auf der Seite der Evaluierten scheint zu der Erwartung geführt zu haben, dass die Chancen zur Weiterbeschäftigung günstig seien. Die fiskalisch-ökonomischen Vorgaben aber forcierten in vielen Fällen die Abwicklung. Ist es diese Enttäuschung, die auch die heutigen Erinnerungen noch prägt?

Schönert: Die verdienstvolle Ausarbeitung von Mike Rottmann zur Hallenser Germanistik und den Kunstwissenschaften veranschaulicht dieses Problem. Es gab in der Hallenser Germanistik und Kunstwissenschaften 16 Professuren und Dozenturen und 54 wissenschaftliche Mitarbeiterstellen (ohne Sprachwissenschaft). Gerade die jüngeren Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die Habilitierenden und Promovierenden, hatten ‚mit der Wende‘ einen großen Enthusiasmus ausgebildet und wollten neue akademische Gestaltungswege finden. Aber sie spielten in den Vorgaben überhaupt keine Rolle, sodass die Initiativen, die angestoßen wurden, mehr oder weniger privat blieben. So kamen Studierende aus Rostock zu uns nach Hamburg zu gemeinsamen Seminaren, und wir fuhren nach Rostock. Doch alle diese Aufbruchsbewegungen hatten nach den ersten Entscheidungen zugunsten der Neustrukturierung des Faches und der Institute ein jähes Ende.

Albrecht: An den Universitäten in Ostdeutschland ist ja sehr viel mehr auf die Lehre wert gelegt worden, gerade der Mittelbau qualifizierte sich in der DDR über die Lehre, sodass man keine großen Publikationslisten vorlegen konnte, oft auch keine Dissertation oder gar Promotion B, das Habilitationsäquivalent. Wie sollte der ostdeutsche Nachwuchs unter solchen Bedingungen mit dem westlichen Nachwuchs konkurrieren können?

Schönert: Die Stellen, die nicht durch die Übernahme von Wissenschaftlern zu besetzen waren, sind nach westdeutschem Muster neu ausgeschrieben worden. Gerade bei den jüngeren Wissenschaftlern waren so diejenigen, die sich in der Bundesrepublik gleichmäßig in Lehre und Forschung qualifiziert hatten, denjenigen aus der DDR, die vor allem in der Lehrpraxis aktiv waren, haushoch überlegen. Hinzu kam, dass man bei Begutachtungen für Stellenübernahmen vor allem die Forschungslage beurteilen konnte, also die Bücher, die Veröffentlichungen, sodass letztlich

fast alle Stellen im Bereich des Dozenten- und des Professorennachwuchses von jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern aus der Bundesrepublik besetzt wurden. Das hat noch einmal eine große Ernüchterung für die junge Generation der DDR-Wissenschaftler gebracht. Ähnlich ungleich war die Konkurrenz um Drittmittelförderungen, eine Praxis, die man im Osten nicht kannte. Nun sollten auch die ostdeutschen Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler über Projektanträge ihre Stellen vorbereiten und halten. Die Generation des ostdeutschen wissenschaftlichen Mittelbaus wurde so mehr oder weniger aus den Institutionen hinausgedrängt.

Albrecht: Wie verliefen die Evaluationen am Ostberliner Zentralinstitut für Literaturgeschichte?

Schönert: Das Zentralinstitut für Literaturgeschichte war im Unterschied zur universitären Germanistik vor allem ein Gelehrtenunternehmen, also Professorinnen und Professoren, Dozentinnen und Dozenten ganz unterschiedlicher Art. Lehre spielte hier kaum eine Rolle. Hier wurden viele Forschungsprojekte gleichzeitig bearbeitet. DDR-Germanistinnen und -Germanisten, die sich von politischen Beeinflussungen frei halten wollten, hatten vielfach versucht, in den zahlreichen, langfristig angelegten Editionsprojekten des Zentralinstituts beschäftigt zu werden. Finanziell ließen sich diese Projekte nach der Wende nicht alle weiterführen, es musste eine Auswahl getroffen und in andere Strukturen, in die Drittmittelförderung, überführt werden. Hinzu kam, dass in der Akademie nach unserem Eindruck ein Arbeitsklima herrschte, das dem Grundsatz der Gründlichkeit in einer überzogenen Weise folgte. Man hatte Zeitvorstellungen für Projekte, die sich aus der westlichen Perspektive als utopisch ausnahmen. Die neuen Förderungsbedingungen, die sich an den gegebenen finanziellen Bedingungen orientierten, ließen beispielsweise nicht mehr zu, dass man eine Edition über 30 Jahre lang betrieb. Solche Projektanträge ließen sich bei keinem Drittmittelprojekttträger mehr durchbringen. Daher waren die Einschnitte im Bereich des Zentralen Instituts für Literaturgeschichte viel umfassender.

Albrecht: Es gab aber ja Auffang-Institutionen, in die wenigstes ein Teil der Akademie-Mitarbeiterinnen und -Mitarbeiter übernommen werden konnten.

Schönert: Ja. Vor allem die Bemühungen von Eberhart Lämmert, die ich, so gut ich konnte, unterstützt habe, haben zur Einrichtung eines Nachfolgeinstituts geführt, zum Zentrum für Literaturforschung, in dem auch ei-

nige der bereits in der DDR etablierten Forschungsunternehmungen fortgesetzt werden konnten.

Rückblick und Reflexion

Albrecht: Wenn man auf diese Zeit jetzt nach mehr als 30 Jahren zurückblickt, stellt sich die Frage, ob man in anderer Weise hätte vorgehen können. Welche Alternativen hätte es gegeben? Welche Fehler würde man heute gern nachträglich korrigieren können? Und wie könnte man aus den Erfahrungen mit dem Transformationsprozess ‚der Wende‘ für unser gegenwärtiges Wissenschaftssystem lernen?

Schönert: Das Evaluationsverfahren stand auf sehr wackligen Beinen und hat uns Evaluierende schon während des Prozesses viele schlaflose Nächte eingebracht. Wir haben versucht, es einigermaßen gründlich und umsichtig durchzuführen, auch um Schlimmeres zu verhindern. Gegen die Zuschreibung der Kolonisierung haben wir uns zu Recht heftig gewehrt.

Es stand außer Zweifel, dass das ostdeutsche Wissenschaftssystem einer grundlegenden Umstrukturierung bedurfte – vor allem im Blick auf das Personal. Es wäre wünschenswert gewesen, für die Transformationen mehr Zeit zu haben, um womöglich Alternativen zu entwickeln und so auch der Misere in den westdeutschen Universitäten abhelfen zu können. Wie Burkhardt Steinwachs 1994 geschrieben hat: „Die Chance, den Umbau der ostdeutschen Wissenschaftslandschaft in ein gesamtdeutsches Reformprogramm zu integrieren, wurde nicht genutzt.“

Gespräch mit Wolfgang Schieder

Wissenschaftliche Kontakte und gegenseitige Wahrnehmung vor 1989

Albrecht: Herr Schieder, Sie waren bis zu Ihrem Wechsel an die Universität Köln 1991 an der Universität Trier tätig. Wie sahen Ihre Kontakte in die DDR vor der Wende aus?

Schieder: Die Beziehungen zwischen den ostdeutschen und den westdeutschen Historikerinnen und Historiker waren spätestens seit 1958 konfliktreich. Ernst Engelberg, Ordinarius in Leipzig und Mitglied der SED-Parteileitung, hatte auf dem Trierer Historikertag erklärt, ostdeut-

sche Geschichtswissenschaft wolle nichts mehr mit der westdeutschen zu tun haben und daher einen eigenen Historikerverband gründen. Unsere Kontakte waren seither hauptsächlich auf das Ausland beschränkt. Ich bin mehrfach mit DDR-Historikern zum Beispiel in Italien zusammengekommen, und Ernst Engelberg habe ich in Paris kennengelernt. Es gab nur wenige Ausnahmen, etwa den Berliner Historiker Reinhard Rürup, der frühzeitig Kontakte geknüpft hat.

Gemeinsam mit Reinhart Koselleck habe ich noch in meiner Assistenzeit 1960 in Heidelberg ein Seminar mit DDR-Historikern und Studierenden aus Leipzig organisiert, dabei war auch Manfred Kossok, der ein renommierter Historiker werden sollte. 1964 kam es zu einem zweiten Seminar in Berlin. Als im gleichen Jahr der Westdeutsche Historikertag in Berlin stattfand, kam zufällig eine Kommission zustande, die von Hans-Adolf Jacobsen geleitet wurde; an ihr nahmen auch Hans Mommsen, Martin Broszat, Karl Heinz Janßen von der ZEIT und ich teil. Wir wurden in die Akademie der Wissenschaften nach Ostberlin eingeladen und trafen dort den gut in den Westen vernetzten Ostberliner Wortführer Fritz Klein, damals wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Geschichte der Akademie der Wissenschaften. Der Plan, die Kontakte fortzuführen, wurde jedoch durch Ernst Engelberg, inzwischen Direktor des Instituts für deutsche Geschichte an der Akademie, vereitelt, der erklärte, dass die DDR zuvor durch die Bundesrepublik anerkannt werden müsse.

Umbauphase 1990

Albrecht: Wie kamen Sie in die Rolle des Gutachters für das Zentrum für Zeithistorische Forschung in Potsdam?

Schieder: Nach meinem Eindruck sind die Evaluationskommissionen mehr oder weniger zufällig zustande gekommen. In meinem persönlichen Fall für die Evaluation in Potsdam hat der damalige Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft, Wolfgang Frühwald, den ich durch unsere gemeinsame Aufbauarbeit an der Universität Trier sehr gut kannte, gefragt, ob ich das machen wollte und ob ich weitere potentielle Evaluatoren kennen würde. Aus der Perspektive der DDR-Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler hatte man womöglich den Eindruck einer ausgefeilten Planung. Das war aber nicht der Fall.

Albrecht: Wie haben Sie den Evaluationsprozess erlebt? Anders als die Universitäten wurden hier ja Begehungen durchgeführt, also mit direktem Kontakt zu den betroffenen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern.

Schieder: Das Zentrum für Zeitgeschichtliche Forschung war bereits vor meiner Evaluationstätigkeit durch eine Kommission der Max-Planck-Gesellschaft gegründet worden. Es kam dann, weil hier Forschungsprojekte gefördert werden sollten, in die Hand der DFG, die in diesem Sinne unsere Gutachtergruppe zur Bewertung der Forschungsanträge zusammengerufen hat. Begutachtet wurden anfangs ausschließlich, dann aber immer weniger ehemalige Angehörige des Zentralinstituts für Geschichte an der Ostberliner Akademie, deren Überleitung in die westliche Wissenschaft durch das ZZF ermöglicht werden sollte.

Dabei gab es zwei große Probleme: Die Kolleginnen und Kollegen aus dem Osten wussten nicht, wie man solche Anträge stellt, weil in der DDR diese Form der Antragspraxis nicht üblich war. Die Anträge, die wir erhielten, waren entsprechend oft sehr lückenhaft und ungeübt. Das zweite Problem bestand darin, dass viele DDR-Wissenschaftlerinnen und -Wissenschaftler durch die Ideologie des sogenannten wissenschaftlichen Kommunismus, das heißt durch den Marxismus-Leninismus geprägt waren und insofern nicht den Forschungsvorstellungen im Westen entsprechen, die ja bekanntlich pluralistisch und nicht durch eine einzige Weltanschauung geprägt sind. Das ist auch für die beiden ersten Leiter des Zentrums für Zeitgeschichtliche Forschung, für Christoph Kleßmann und Konrad H. Jarausch, ein Problem gewesen, das sie im Grunde durch die Aufnahme von immer mehr Westdeutschen gelöst haben. Zum Ende meiner Tätigkeit kam die Mehrzahl der Anträge von Westdeutschen, die eigentlich direkt an die DFG hätten gehen können.

Bei fast allen Anträgen, die sich mit DDR-Geschichte befassten, hatten wir den Eindruck, dass es für die Zukunft des Instituts besser wäre, wenn auch andere Themen aufgegriffen würden, etwa mit Projekten zur polnischen oder tschechischen Geschichte oder zu den Beziehungen zwischen der DDR und den osteuropäischen Ländern. Es wurden aber auch frühzeitig methodisch interessante Themen vorgeschlagen, etwa zur Kulturgeschichte, zur Wissenschaftsgeschichte und Ähnlichem, wie sie etwa dem Institut für Zeitgeschichte in München damals noch völlig fremd waren. Insofern hat das Institut frühzeitig ein eigenes Profil entwickeln können.

Albrecht: Die politischen und ökonomischen Vorgaben und Ziele des Transformationsprozesses haben sich erst mit der Zeit entwickelt und waren oft kurzlebig. Wie muss man sich ein Evaluationsverfahren vorstellen, bei dem man eigentlich nur Erfüllungsgehilfe eines Prozesses ist, dessen Bestimmungen so unklar sind?

Schieder: Das war in der Tat ein Dilemma auch unserer Gutachtergruppe. Wir waren von vornherein davon befreit, eine Art Ehrenkommission zu bilden, das heißt wir haben nicht geprüft, welche Art politischen Engagements die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die Anträge stellten, in der DDR-Zeit ausgebildet hatten. Darüber waren wir froh. Doch der Prozess war trotzdem schwierig. Wir mussten den Antragstellerinnen und Antragstellern immer sofort mitteilen, welche Art von Urteil wir über ihre Anträge gefällt haben. Dieses Verfahren habe ich in schlechter Erinnerung. Wir haben zwar nur die genannt, die mit ihren Anträgen Erfolg hatten. Aber auch die, die leer ausgingen, waren bei dieser Verkündung dabei – und dies war ein ziemlich unhaltbarer Zustand, den wir aber nicht ändern konnten, eben weil das von der DFG so vorgesehen war.

Albrecht: Gab es Bereiche der DDR-Geschichtswissenschaft, von denen man vermuten konnte, dass sie sich innerhalb der gesamtdeutschen Wissenschaft durchsetzen könnten? Beispielweise hätte der marxistisch-leninistische Ansatz ja als Variante der Sozialgeschichte in einem pluralistischen Wissenschaftssystem einen förderungswerten Strang bilden können.

Schieder: Ich muss einräumen, dass wir den wissenschaftlichen Kommunismus, der in der DDR gelehrt wurde, für ungeeignet hielten, auch wenn er vielleicht einen eigenen Beitrag hätte leisten können. Fast alle Kommissionsmitglieder waren schon ein langes Forschungsleben in die Auseinandersetzung über bestimmte Themen der Sozialgeschichte involviert; diese aber sah vollkommen anders aus als die Sozialgeschichte der DDR-Forscherinnen und Forscher. Es gab vereinzelte Ausnahmen. Ich erinnere mich an den Kollegen Helmut Zwahr aus Leipzig, der eine sehr seriöse sozialgeschichtliche Forschung betrieben hat, und zwar zum Proletariat in Sachsen im 19. Jahrhundert. Der Kollege durfte weiter lehren. Ausnahmen wie diese haben wir gerne aufgegriffen. Ich hatte ihn bei einer Tagung in Bremen kennengelernt und wir haben die ganze Nacht diskutiert, weil ich zum ersten Mal jemanden fand, der auf demselben Themengebiet wie ich unterwegs war.

Aber im Allgemeinen haben wir den den jungen Historikerinnen und Historikern, die aus der Akademie kamen, vorgeschlagen, neue Ansätze der Geschichtswissenschaft wie die Alltagsforschung oder auch die Wissenschaftsgeschichte und Ähnliches mehr aufzugreifen, statt weiter reine politische Geschichte oder solche mit marxistischer Prägung zu betreiben.

Albrecht: Sie waren Mitglied der Leitungskommission der Marx-Engels-Gesamtausgabe (MEGA) bei der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Wie sahen die wissenschaftlichen Übereinstimmungen zwischen West und Ost bei Editionsprojekten aus?

Schieder: Selbst bei Editionsprojekten gabe es Probleme. Bei der MEGA sind bestimmte Bände von der DDR und vor allem von den Sowjets so aufgezogen worden, dass wir sie eigentlich als Fälschung bezeichnen mussten. Texte von Marx und Engels, die nicht zusammengehörten, waren zusammengeführt worden. Zudem war die Editionsarbeit trotz vieler Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter unglaublich langsam vorangegangen. Allerdings hatten die Editoren in der DDR auch ein besonderes Problem: Der Nachlass von Marx und Engels ist auf drei Orte verteilt, Amsterdam, Berlin und Moskau, was große Koordinationsschwierigkeiten mit sich brachte. Zudem durften die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler nicht frei in Moskau forschen, sondern bekamen nur das zu sehen, was ihnen von den russischen Kolleginnen und Kollegen vorgelegt wurde. Das dauerte.

Als 1989/90 der Umbruch kam, stellte sich die Frage, was aus der MEGA werden soll. Wir haben damals gewissermaßen freihändig und zunächst ohne festes Budget in Berlin eine Kommission gegründet mit Herfried Münkler als gewähltem Vorsitzenden. Kurioserweise hat uns dann vorübergehend die holländische Regierung finanziert, bis der Bundeskanzler Helmut Kohl auf die Idee kam, die Weiterführung zu seiner Sache zu machen. Wir konnten dann ein kleines Team aus Ostdeutschen und Westdeutschen zusammenstellen und haben mit großem Fleiß und großer Energie weitergearbeitet – bis zum heutigen Tag.

Rückblick und Reflexion

Albrecht: Wenn man den Transformationsprozess noch einmal neu starten könnte, hätte es für den Umgang mit der Akademie oder auch mit den Universitäten Alternativen gegeben?

Schieder: Akademien als zentrale Forschungseinrichtungen mit vielen Instituten sind ein Produkt der Sowjetisierung und in allen Ostblockländern entstanden. In manchen Ländern ist das auch nach der Wende so geblieben, manche sind sogar neu entstanden, wie zum Beispiel in Österreich. Aber aus der Sicht der Bundesrepublik wollte man diese Institution nicht erhalten. Das lag auch daran, dass es in Westdeutschland keine finanziell und personell so üppig ausgestatteten Akademien gab. Diese auch politischen Zusammenhänge darf man nicht vergessen. Dabei hatten

die Angehörigen der Akademie in der DDR falsche Erwartungen, wenn sie annahmen, dass die DFG oder auch die Max-Planck-Gesellschaft ähnlich strukturiert gewesen seien wie die Akademie. Gleichwohl stellt sich die Frage, ob die Max-Planck-Gesellschaft nicht einen Teil der Tradition der DDR hätte fortführen können. Man hätte – rein theoretisch – die Akademie zugunsten mehrerer Institute auflösen und gewissermaßen privatisiert weiter betreiben können, so wie das in den Großforschungsorganisationen bis heute in der Bundesrepublik der Fall ist. Die DFG konnte hingegen nur kurzfristige Fördermittel zur Verfügung stellen, keine Langzeitforschung betreiben.

Ich glaube, dass es letztlich kaum eine andere Möglichkeit gab, es sei denn, die gesamte Wissenschaft oder das gesamte Personal zu übernehmen. Das war aber bei den finanziellen Vorgaben ausgeschlossen. Im Vergleich mit dem Westen waren die DDR-Institutionen personell stark überbesetzt. In Köln beispielsweise hatten wir zwar bei der Geschichte auch 25 Professuren, haben sie heute noch, hatten aber sehr viel weniger Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, als es an DDR-Institutionen üblich war. Man hätte die Professorinnen und Professoren vielleicht in größerem Stil übernehmen können, doch in einem Fach wie der Geschichte hätten sie sich dazu von ihren weltanschaulichen Vorgaben abwenden müssen.

Albrecht: Was können wir aus den Erfahrungen mit dem Transformationsprozess für unser gegenwärtiges Wissenschaftssystem lernen?

Schieder: Das Problem, dass eine bestimmte Öffentlichkeit von der Wissenschaft Dinge erwartet und vielleicht auch politisch gerne vorschreiben möchte, die aus der Perspektive der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler weder dringend noch wesentlich sind, tritt immer wieder auf, auch in Zeiten wie den unseren. Diese Erfahrung muss man, glaube ich, weitergeben und aufrechterhalten.

Literaturhinweise

- Arnold, Heinz Ludwig/Frauke Meyer-Gosau (Hg.): Die Abwicklung der DDR, Göttingen 1992.
- Blaudzun, Klaus: Zum Beispiel Rostock. Transformation statt Reformation des Wissenschaftssystems. In: Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes. 52.4 (2005), S. 470–478.
- Boden, Petra/Dorothea Böck (Hg.): Modernisierung ohne Moderne. Das Zentralinstitut für Literaturgeschichte [ZIL] an der Akademie der Wissenschaften der DDR (1969–1991). Literaturforschung im Experiment. Heidelberg 2004.

- Boden, Petra: „Es geht ums Ganze!“ Vergleichende Beobachtungen zur germanistischen Literaturwissenschaft in beiden deutschen Staaten 1945–1989. In: *Euphorion* 91.2 (1997), S. 247–275.
- Boden, Petra: So viel Wende war nie. Zur Geschichte des Projekts „Ästhetische Grundbegriffe“. Stationen zwischen 1983 und 2000. Bielefeld 2014.
- Boden, Petra/Holger Dainat (Hg.): Was heißt hier Leistung? Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes 45.4 (1998).
- Boden, Petra/Frank-Rutger Hausmann (Hg.): Evaluationskultur als Streitkultur. Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes 52.4 (2005).
- Boden, Petra/Frank-Rutger Hausmann: Evaluationskultur – Streitkultur. Die institutionelle Abwicklung der ostdeutschen Germanistik. In: K. Ehlich (Hg.): *Germanistik in und für Europa. Faszination – Wissen. Texte des Münchener Germanistentages 2004*. Bielefeld 2006, S. 535–546.
- Kocka, Jürgen/Renate Mayntz (Hg.): *Wissenschaft und Wiedervereinigung. Disziplinen im Umbruch*. Berlin 1998.
- Lämmert, Eberhard: Der lange Anlauf. Von der Evaluierung zur Chancengleichheit der Wissenschaftler in Ost und West. In: *Merkur* 47 (1993), S. 30–45.
- Lepper, Marcel/Hendrikje Schauer (Hg.): *Germanistik in der DDR*. Mitteilungen des deutschen Germanistenverbandes. 64.2 (2017).
- Mayntz, Renate: Deutsche Forschung im Einigungsprozess. Die Transformation der Akademie der Wissenschaften der DDR 1989 bis 1992. Frankfurt am Main 1994 (= *Schriften des Max-Planck-Instituts für Gesellschaftsforschung Köln*. Band 17).
- Morina, Christina/Franka Maubach (Hg.): *Das 20. Jahrhundert erzählen. Zeiterfahrung und Zeiterforschung im geteilten Deutschland*. Göttingen 2016.
- Oellers, Norbert: Ungetrübte Erinnerung. Informationen über die Struktur- und Berufungskommission des Fachbereichs Germanistik an der Humboldt-Universität zu Berlin (1991–1994). In: *ZfGerm NF* 20.2 (2010), S. 388–394.
- Pöthe, Angelika/Reinhard Hahn: *Germanistik in Jena zwischen 1945 und 1989*. In: Dies. (Hg.): „...und was hat es für Kämpfe gegeben.“ *Studien zur Geschichte der Germanistik in Jena*. Heidelberg 2010, S. 252–292.
- Ritter, Gerhard A.: *Der Umbruch von 1989/90 und die Geschichtswissenschaft*, München 1995 (= *Bayerische Akademie der Wissenschaften*, H. 5).
- Rosenberg, Rainer: *Literaturwissenschaftliche Germanistik in der DDR*. In: C. König (Hg.): *Germanistik in Mittel- und Osteuropa 1945–1992*. Berlin, New York 1995, S. 41–50.
- Rottmann, Mike: *Ost-/West-Germanistik an der Universität Halle (ca. 1980–2000). Zwischen Expansion, Transformation und Schrumpfung*. In: *Zeitschrift für Germanistik NF* 33.1 (2023), S. 42–66.
- Saadhoff, Jens: *Germanistik in der DDR. Literaturwissenschaft zwischen „gesellschaftlichem Auftrag“ und disziplinärer Eigenlogik*. Heidelberg 2007.
- Sabrow, Martin: *Zeitenwende in der Zeitgeschichte*, Göttingen 2023.
- Schönert, Jörg: Ohne Befremden? Wissenschaftskooperation als wechselseitiger Lernprozess zwischen germanistischen Arbeitsgruppen der Universitäten Hamburg und Rostock vor und nach 1989. In: *Geschichte der Germanistik* 51/52 (2017), S. 120–126.
- Schönert, Jörg: Der „Geheime Rat“ und die angefochtene Existenz der Dichter. Goethe als Gegenbild im biographischen Erzählen der neueren DDR-Literatur. In: Ders./Karl Richter (Hg.): *Klassik und Moderne. Die Weimarer Klassik als histori-*

- ches Ereignis und Herausforderung im kulturgeschichtlichen Prozeß. Stuttgart 1983, S. 559–599.
- Schönert, Jörg: Neuere theoretische Konzepte in der Literaturgeschichtsschreibung. Positionen, Verfahren und Probleme in der Bundesrepublik und DDR. In: Thomas Cramer (Hg.): *Literatur und Sprache im historischen Prozeß*, Bd. 1: *Literatur*. Tübingen 1983, S. 91–120.
- Schönert, Jörg: Identität und Alterität zweier literarischer Kulturen in der Bundesrepublik und in der DDR als Problem für eine interkulturelle Germanistik. In: Alois Wierlacher (Hg.): *Das Fremde und das Eigene*. München 1985, S. 212–232.
- Staszak, Heinz-Jürgen: Evaluation und Transformation in der DDR-Germanistik. Ein Erfahrungsbericht. In: Jan Cölln/Franz-Josef Holznagel (Hg.): *Positionen der Germanistik in der DDR*, Berlin u. Boston 2013, S. 29–42.
- Steinwachs, Burkhart (Hg.): *Geisteswissenschaften in der ehemaligen DDR, Akademie und Universitäten*. Bd. 1: *Berichte*, Bd. 2: *Projekte*. Konstanz 1993.
- Steinwachs, Burkhart: Evaluierung geisteswissenschaftlicher Forschung in der ehemaligen DDR. Ein Rückblick auf die Zukunft. In: *Grenzgänge* 1.2 (1994), S. 150–166.
- Stockinger, Ludwig: *Germanistische Literaturwissenschaft nach der deutschen Einheit*. Berlin 2019.
- Thijs, Krijn: Die Evaluierer aus dem Westen und der Schein der Routine. Zur Begutachtung durch den Wissenschaftsrat am Beispiel der historischen Akademie-Institute in Ost-Berlin. In: Jens Blecher/Jürgen John (Hg.) *Hochschulumbau Ost. Die Transformation des DDR-Hochschulwesens nach 1989/90 in typologisch-vergleichender Perspektive*. Stuttgart 2021, S. 169–197.
- Wissenschaftsrat (Hg.): *Stellungnahme zu den außeruniversitären Forschungseinrichtungen der ehemaligen Akademie der Wissenschaften der DDR auf dem Gebiet der Geisteswissenschaften*. Köln 1991, URL www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/0334-91.pdf (17.9.2023).
- Wolf, Hans-Georg: *Die Entwicklungswege der Institute der Akademie der Wissenschaften der DDR*. New York 1996.

Inventur

Der Personalumbau in den ostdeutschen Wissenschaften nach 1989

Franziska Bomski:

Der Personalumbau in den ostdeutschen Wissenschaften und seine Folgen. Plädoyer für eine Versachlichung der Debatte7

Mitchell G. Ash:

Hochschul- und Wissenschaftspolitik im Prozess der deutschen Vereinigung. Eine „Übernahme“ mit unerwarteten Folgen.....19

Peer Pasternack:

Der Personalumbau der 90er Jahre in der ostdeutschen Wissenschaft. Differenzierungen und ihr Erklärungspotenzial37

Axel-Wolfgang Kahl:

Planvoll zur Marktordnung. Ostdeutsches Expertenwissen und akademische Eliten in der ökonomischen Transformation der DDR54

Bernd Florath:

Der Unabhängige Historikerverband und die demokratische Revolution 1989/90 in der Geschichtswissenschaft. Eine erfahrungsgesättigte Analyse70

Krijn Thijs:

Die „Ritter-Kommission“ und ihre Mitglieder. Asymmetrische Erneuerungspraktiken am Geschichtsinstitut der Humboldt-Universität (1991–1993)84

Carsten Gansel:

Literaturwissenschaft in und aus der DDR zwischen Vorwende, Wende und Nachwende. Reflexionen und Erfahrungen.....99

Sandra Schell:

Aufbrüche und Enttäuschungen im Zeichen der ‚Wende‘. Am Beispiel des Leipziger Literaturwissenschaftlers Günter Mieth112

Dorothea Horas:
 „Systemneutrale“ Naturwissenschaftler:innen als Stützen des Systems?
 Der Personalumbau an den Pädagogischen Hochschulen in
 Halle und Potsdam125

Monika Juliane Gibas, Astrid Lorenz, Dieter Segert
im Gespräch mit Franziska Bomski:
 Wie weiter nach 1989? Wissenschaftliche Werdegänge
 ostdeutscher Wissenschaftler:innen.....139

Wolfgang Schieder, Jörg Schönert
im Gespräch mit Andrea Albrecht:
 Perspektive West: Strukturanpassungen und ihre
 personellen Auswirkungen152

PUBLIKATIONEN

Peer Pasternack:
 Bibliografie: Wissenschaft & Hochschulen in Ostdeutschland seit 1945.....167
 Allgemeines und thematisch Übergreifendes (167) • Gesellschafts-/Sozial- und Geisteswissenschaften (169) • Künstlerische Hochschulen, Gestaltung und Architektur (175) • Naturwissenschaften (177) • Medizin und affine Fächer (181) • Ingenieurwissenschaften (182) • Regionales und Lokales (184)

Autorinnen & Autoren.....187

Autorinnen & Autoren

Andrea Albrecht, Prof. Dr., Professorin für Neuere Deutsche Literatur an der Universität Heidelberg. eMail: andrea.albrecht@gs.uni-heidelberg.de

Mitchell G. Ash, Prof. em. Dr., Historiker, zuletzt Ordentlicher Professor für Geschichte der Neuzeit an der Universität Wien. eMail: mitchell.ash@univie.ac.at

Franziska Bomski, Dr. phil., Literaturwissenschaftlerin und wissenschaftliche Mitarbeiterin am Einstein Forum, Potsdam. eMail: franziska.bomski@einsteinforum.de

Bernd Florath, Dr. phil., Historiker, Mitglied des wissenschaftlichen Beirates der Robert Havemann-Gesellschaft/Archiv der DDR-Opposition, Berlin. email: bflorath@web.de

Carsten Gansel, Prof. Dr., Professor für Neuere deutsche Literatur und Germanistische Literatur- und Mediendidaktik an der Justus-Liebig-Universität Gießen. eMail: carsten.gansel@germanistik.uni-giessen.de

Monika Juliane Gibas, Dr. phil. habil., arbeitete als Historikerin an den Universitäten in Leipzig, Jena und Magdeburg, zuletzt 2017–2023 Leiterin des Projekts „Provenienzforschung in öffentlichen Bibliotheken Sachsen-Anhalts“ beim Landesverband Sachsen-Anhalt im Deutschen Bibliotheksverband.

Uwe Grelak M.A., wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Hochschulforschung an der Universität Halle-Wittenberg. eMail: uwe.grelak@hof.uni-halle.de

Dorothea Horas M.A., wissenschaftliche Mitarbeiterin am Historischen Institut der Universität Potsdam. eMail: horas@uni-potsdam.de

Axel-Wolfgang Kahl M.A., Historiker, Doktorand an der Universität Potsdam und Referent beim Ministerium für Soziales, Gesundheit, Integration und Verbraucherschutz des Landes Brandenburg. eMail: axelkahl@uni-potsdam.de

Astrid Lorenz, Prof. Dr., seit 2011 Professorin für das Politische System Deutschlands und Politik in Europa an der Universität Leipzig. eMail: astrid.lorenz@uni-leipzig.de

Peer Pasternack, Prof. Dr., Direktor des Instituts für Hochschulforschung (HoF) an der Universität Halle-Wittenberg. eMail: peer.pasternack@hof.uni-halle.de; www.peer-pasternack.de

Sandra Schell, Doktorandin und wissenschaftliche Mitarbeiterin am Germanistischen Seminar der Universität Heidelberg. eMail: sandra.schell@gs.uni-heidelberg.de

Wolfgang Schieder, Prof. Dr., lehrte von 1970 bis 1991 Neuere Geschichte an die Universität Trier und 1991 bis 2000 Neuere und Neueste Geschichte an der Universität zu Köln.

Jörg Schönert, Prof. Dr., von 1980 bis 1983 Professor für Neuere Deutsche Literatur an der RWTH Aachen und von 1983 bis 2007 an der Universität Hamburg.

Dieter Segert, Prof. Dr., von 1989 bis 1998 Professor an der Humboldt-Universität zu Berlin und von 2005 bis 2017 Professor für politikwissenschaftliche Osteuropastudien an der Universität Wien.

Krijn Thijs, Dr., Historiker, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Duitsland Instituut der Universiteit van Amsterdam. eMail: k.thijs@uva.nl